

dtv

Sein Anfang ist hart. Zuweilen bleibt ihm nicht einmal sein Cello als einzige Habe, und nachdem er des öfteren auf einer Bank im Tiergarten hat schlafen müssen, verbringt er eine der komfortabelsten Nächte seiner Berliner Zeit in der Philharmonie: auf der Couch in einer Loge. Am nächsten Morgen wird er sanft vom Philharmonischen Orchester geweckt, das unter Furtwängler eine Schumann-Symphonie probt. Doch schließlich meint es das Schicksal besser mit dem temperamentvollen Cellisten: Er darf Furtwängler vorspielen und wird auf der Stelle als erster Cellist der Philharmoniker unter Vertrag genommen. Fortan gab es kaum einen großen Musiker seiner Zeit, keine Dirigenten von Rang, kein Spitzenorchester, mit dem er nicht in Verbindung gekommen wäre. Viele seiner Zeitgenossen, denen er begegnete, charakterisiert er ausführlich, manche bedenkt er nur mit einem lustigen Schnörkel.

Gregor Piatigorsky, geboren am 17. April 1903, studierte bei A. von Glehn und J. Klengel. 1925–1929 war er Solocellist der Berliner Philharmoniker, dann ging er in die USA. Er gab Konzerte in Europa, Amerika und Asien, auch im Trio sowohl mit Horowitz und Milstein als auch mit Rubinstein und Heifetz. 1941–1949 war er Professor am Curtis Institute of Music in Philadelphia. Ab 1957 unterrichtete er an der Universität von Boston und seit Beginn der sechziger Jahre an der von Los Angeles. Er starb am 6. August 1976.

Gregor Piatigorsky

Mein Cello und ich
und unsere Begegnungen

Aus dem Englischen von
Else Winter

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe

Juni 1975

23. Auflage Mai 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

www.dtv.de

© 1965 Doubleday & Co., New York

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›Cellist‹

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek

Deutsche Erstveröffentlichung: Tübingen 1968

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Poehlmann/MAURITIUS

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20070-7

Inhalt

Das erste Cello	9
Eine sensationelle Aufführung von »Eugen Onegin« . . .	15
Eine Verlobung und ihre Folgen	20
Das Guarneri-Cello	24
Ein Gala-Abend mit Schaljapin	31
Cellist am Bolschoj-Theater	35
Eine Unterhaltung mit Lenin	42
Warschauer Intermezzo	47
Bei Professor Klengel in Leipzig	54
Die verrückte Inflation	61
Café Ruscho	65
Sommerferien in einem bayerischen Schloß	70
»Pierrot Lunaire« und ein Tee bei Arthur Schnabel . . .	80
»Wo ist der Cello-Kratzer?«	93
Pablo Casals – ein großer Künstler und ein Freund . . .	103
Donquichotterien	114
Episoden mit Sergej Rachmaninov	123
»Die drei Musketiere«	134
»Auch kleine Dinge können kostbar sein«	141
»Russian Cellist not sure if he likes America«	151
»Piatigorsky, der auf seinem Cello den Dnjepr überquerte«	159
Erlebnisse mit königlichen Hoheiten	171
Von guten, genialischen und närrischen Begleitern . . .	180
»Eine Flugkarte für Miss Cello Piatigorsky«	187
Die Zaubermacht des kleinen Stabes	202
Von Surabaja über Yokohama nach San Francisco . . .	208
Geschichten aus dem Leben einiger berühmter Celli . . .	215
Personenregister	222

Für Jacqueline

Das erste Cello

»Heute wirst du sieben Jahre alt, du hast Geburtstag. Komm' schnell! Da wartet schon etwas auf dich«, sagte mein Vater, als er mich aufweckte. Ich folgte ihm ins Wohnzimmer, wo die ganze Familie versammelt war, und erblickte ein Cello. »Es ist ein richtiges Cello, nicht ein viertel oder halbes wie für Kinder.« Da stand ich andächtig und wagte nicht, es zu berühren. Dies war mein erstes Cello, und noch bevor ich die Saiten zupfen konnte, hatte ich es bei allen Mahlzeiten neben mir und nachts neben meinem Bett stehen.

Mein erster Lehrer war Vater, der glaubte, er könne mich unterrichten, obwohl er nicht Cello, sondern Geige spielte. »Sie gehören alle zu einer großen Familie«, sagte er. Als er mir dann aber einmal etwas auf dem Cello vorspielen wollte und nur eine Reihe Quietscher und Kratzer herausbrachte, gab er zu, daß Verwandte manchmal unverträglich seien und er besser daran täte, mir einen guten Cellolehrer zu suchen. Von nun an gab mir Herr Jampolskij Stunden, und ich arbeitete mit wildem Eifer und machte rasche Fortschritte. Ich liebte meinen Lehrer und sein schönes Cello. Es war rotgolden und glänzend, meines hingegen mit stumpfem Lack überzogen und recht plump. Bald bemängelte ich es offen und bat um ein besseres. »Je länger du darauf warten mußt, desto mehr wirst du später das Gefühl haben, es wirklich zu verdienen«, sagte mein Vater. Allerdings mußte ich lange Zeit darauf warten und entwickelte inzwischen eine wahre Verachtung für das schwerfällige Ungetüm, mit dem ich leben mußte. Endlich führte mich Vater eines Tages in ein Instrumentengeschäft, wo wir zwei Celli anschauten. Ohne zu zögern, noch bevor ich darauf spielte, zeigte ich auf das hübschere von beiden, das dunkler in der Farbe war.

»Man urteilt nicht nach dem Äußeren«, sagte Vater.

»Das andere hat einen dicken Bauch wie Onkel Leo«, protestierte ich.

»Was! Soll das ein Witz sein?« schrie mich Vater an.

Überflüssig zu sagen, daß ich das Cello nach Hause brachte, welches mein Vater gewählt hatte. Als hätte er soeben ein Paar Schuhe für mich gekauft, erklärte er: »Glaub mir, dieses Cello wird sich als sehr haltbar erweisen.«

Herr Jampolskij mußte die Stadt verlassen, und ich wurde

Schüler am Konservatorium; stolz, in der Uniform dieser Schule, trat ich in die Klasse von Herrn Gubariov ein. Mein neuer Lehrer, der gleichzeitig der Direktor des Konservatoriums war, trug einen wohlgepflegten Schnurrbart. Er hatte ein breites Gesicht mit dreifachem Kinn und Hängebacken. Sein enormer Bauch trennte ihn von seinem Cello, so daß es schien, als stünde dieses allein da. Mir machte alles großen Eindruck; seine melodische Stimme ebenso wie der Pfefferminzgeruch, der seinem Mund entströmte. Er trug immer einen großen Vorrat von Pfefferminzbonbons bei sich, von denen er mir während des Unterrichts anbot.

Vater überwachte mein Üben. Eines Tages kam er in mein Zimmer und sah mich mit einem großen Kissen auf dem Bauch, während ich das Cello hielt. »Was soll das?«

»Ich versuche zu spielen wie mein Lehrer«, sagte ich, den Mund voller Pfefferminz. »Riecht es nicht gottvoll?« und ich blies meinem Vater den Pfefferminzduft ins Gesicht. Bei Gubariov blieb ich nicht lange.

Im Laufe des Sommers fanden Freilicht-Symphoniekonzerte statt. Viele Orchestermitglieder kamen aus verschiedenen Teilen Rußlands. Herr Kinkulkin, der gastierende erste Cellist, ein Schüler des berühmten Professor Klengel, erklärte sich bereit, mich anzuhören.

Während ich spielte, klopfte Herr Kinkulkin mit seinen winzigen Fingern auf eine Tischplatte und putzte sich die Nägel mit einem Zahnstocher. Er schwieg, bis ich mein Cello wegstellte. »Hör' gut zu, Kleiner. Sag' deinem Vater, daß ich dir dringend rate, einen Beruf zu wählen, der für dich paßt. Laß das Cello sein. Du hast absolut kein Talent.«

Ich wiederholte meinem Vater, was Herr Kinkulkin gesagt hatte. Er blickte mich überrascht an, sagte aber nichts. Zunächst war ich glücklich, daß ich nun an den Fußballspielen meiner Kameraden teilnehmen konnte, aber nach etwa einer Woche begann ich unruhig nach der Ecke zu schielen, in der mein Cello stand. Es fiel mir immer schwerer, nicht hinzuschauen.

»Was plagt dich?« fragte Vater. Ich zeigte auf das Cello.

Der Celloklang erfüllte wieder das Haus. Es machte mir auch nichts aus, um vier Uhr morgens aufzustehen, während die Familie noch schlief, und nach dem stummen System zu üben, das ich erfunden hatte – mit den Fingern auf dem Griffbrett und dem Bogen in der Luft.

Mein Vater war kein Durchschnittsmensch; er erreichte frei-

lich nie etwas Wesentliches, hingegen beging er schwere Fehler. Großvater wollte ihn in seiner Buchhandlung haben und widersetzte sich Vaters ewig wechselndem Suchen nach einer Laufbahn als Theologe, Philosoph, Sportsmann oder Biologe. Doch vor allem stellte er sich Vaters größtem Ehrgeiz entgegen, nämlich, Konzertgeiger zu werden. Er drohte, seine finanzielle Unterstützung einzustellen, falls Vater nicht gehorchte. Als Vater nach Petersburg ging, um bei Professor Auer zu studieren, glaubte er nicht, daß diese Drohung wahr werden könnte, und doch geschah es. Bald nach Vaters Abreise wurde ich ausgesandt, Großvater um Hilfe zu bitten. Meine Mission scheiterte jedoch kläglich.

»Ich werde keine Kopeke hergeben, ich wußte im voraus, daß es so kommen würde«, sagte Großvater mit hartem Gesicht.

Früh am nächsten Morgen verließ ich mit meinem Cello das Haus und ging auf Arbeitssuche. Aber jeder Tag brachte neue Enttäuschung, bis meine Hoffnungen schwanden und ich bereit war, jede Art von Hilfe anzunehmen. Eines Tages bemerkte ich auf meinem Heimweg verschiedene Leute mit Musikinstrumenten in einem Gebäude ein- und ausgehen. Ich ging auch hinein. Da war ein großer Saal, und ich sah Gruppen von Menschen. Manche hatten langes Haar, andere waren verkrüppelt, viele waren alt, und keiner sah wohlhabend aus. Es gab keine Stühle außer einem einzigen, auf dem ein Mann an einem Pult saß. »Was möchtest du?« rief er mir zu und blickte auf mein Cello. »Komm her, mein Sohn. Dies ist eine Stellenvermittlung. Suchst du Arbeit?«

»Ja.«

»Aber du bist ja noch ein Kind? Wie alt bist du?«

»Acht.«

»Und deine Eltern wollen, daß du arbeitest?«

»Sie haben mich hergeschickt.«

»Hast du schon irgendwo gespielt?«

»Zu Hause – Quartett, mit meinem Vater und meinem Bruder.«

»Aber das macht nur drei.«

»Ich singe gewöhnlich den Viola-Part dazu.«

»Auch ein Sänger, wie? Aber wir brauchen hier keine Quartette. Kannst du irgendeine Zigeunermusik spielen?« Er bot mir seinen Stuhl an, und ich spielte »Marussja hat sich vergiftet« und meine eigenen Variationen über »Schwarze Augen«.

»Da gäbe es Arbeit in einem Nachtclub«, sagte er überrascht, als spräche er zu sich selbst.

»Die hätte ich sehr gern«, sagte ich.

Ich bekam die Stelle, aber wir hielten es vor meinem Vater geheim. Meinen Lohn brachte ich regelmäßig nach Hause und gab ihn meiner Mutter. Alles ging gut, bloß über die Zusammensetzung des Ensembles zerbrach ich mir den Kopf. Warum waren da zwei junge Frauen unter uns? Keine von beiden konnte die Gitarre oder Mandoline, die sie in der Hand hielten, spielen. Als ich unseren Leiter danach fragte, antwortete er: »Dekoration – nur Zubehör.«

Ich fand Wera sehr schön. Sie saß neben mir, und ich konnte ihr Parfum riechen. Jeder hatte sie gern, viele Gäste wünschten ihre Gesellschaft und veranlaßten sie, manchmal für Stunden von der Bühne herunterzukommen. Gelegentlich kam sie sehr bald zurück, doch immer nur für kurze Zeit. Die Leute verlangten auch nach Natka, aber weniger oft. Ich konnte es ihnen nicht verargen. Ihre Wangen waren zu rot, und sie hatte böse Augen.

In einer regnerischen Nacht bot Wera mir an, mich in einem Einspanner nach Hause zu bringen. »Warum kommst du nicht mit zu mir? Ich mache dir heiße Schokolade. Du wirst sehen, wie ich wohne«, sagte sie und streichelte meine Hand.

Sie entzündete die Petroleumlampe viel rascher, als meine Schwester Nadja es konnte. Ich sah mich in dem kleinen Zimmer um. In der Mitte eines riesigen Bettes saß ein Stoffhund. Ich faßte ihn an; er war weich und duftete nach Parfum. Wera sagte, die Schokolade werde gleich fertig sein. »Warum sagst du gar nichts, mein großer, kleiner Bub? Du hast noch nicht einmal deinen Mantel abgelegt. Ich werde es mir jetzt bequem machen.« Hurtig zog sie ihr Kleid über den Kopf und brachte dabei ihr reiches goldenes Haar in Unordnung. »Willst du nicht bei mir bleiben? Draußen regnet es.« Sie spielte mit meinem Haar.

Am andern Morgen kam ich nach dem Frühstück, tadellos gewaschen, mit frisch gebügelten Hosen, pomadisierten Haaren und einem leichten Parfumduft nach Hause. Die ganze Familie erwartete mich, erschöpft nach einer schlaflosen Nacht, die sie in Sorge und auf der Suche nach mir verbracht hatte. Als ich erzählte, daß ich die Nacht über bei Wera gewesen sei, war ich über die Wirkung, die dies hervorrief, ganz überrascht.

Wieder bei der Arbeit, erfüllte ich nur zerstreut meine Pflichten. »Warum beachtet Wera mich nicht?« fragte ich mich eifersüchtig. Sie wechselte sogar ihren Platz mit Natka. Ich haßte die Männer, die Wera zuwinkten. Die Gäste begannen sich zu be-

klagen. »Sind wir hier in einem Bordell oder in einem Kindergarten?«

»Der Bub schadet dem Geschäft«, sagte der Direktor zum Leiter. Dies war meine letzte Nacht dort.

Als erstes Kinotheater in Jekaterinoslav entstand das Koliseum. Filme waren eine Neuigkeit, und alle waren stolz auf das neue Gebäude. Aber niemand fand es so aufregend wie ich, denn ich gehörte dazu. Ich saß mit meinem Cello im Orchestergraben und sah den Film sogar vor der großen Premiere. Es war ein glücklicher Zufall, daß der einzige verfügbare Cellist in der Stadt sich, wenn er nüchtern war, vor der Dunkelheit fürchtete und deshalb die Stelle nicht wollte. Als ich mich darum bewarb, war der Besitzer selbst anwesend. Er und alle acht Mitglieder des Orchesters machten mir Komplimente. Ich kletterte aus dem Graben herauf; da setzte der Besitzer seine Brille auf und musterte mich.

»Verdamm' mich! Sag, wie alt bist du?«

»Niemand kann ihn hier unten sehen«, sagte der Unternehmer. Der Besitzer zögerte. Aber kein anderer Cellist war zu bekommen, und ich wurde engagiert. Ich rannte, mein Cello fest im Arm, um meiner Mutter schnell die große Neuigkeit zu berichten.

»Es ist ein wundervoller Posten«, rief ich. »Ich darf die Musik für den Film aussuchen! Das wird ein Riesenspaß – wirklich etwas anderes, nicht bloß Cellospielen.« Ich sprach sehr rasch. »Weißt du, Mutter, wie das gemacht wird? Du mußt mitkommen, ja? Ich kriege eine Uhr, Papier und Bleistift, um den Zeitablauf jeder Handlung festzuhalten. Zum Beispiel, wenn der Zug kommt, spielen wir TARARAM-TARARAM-TARARAM-TAM-TAM, du weißt, Rossini. Da gibt es eine Szene, o Mama, die wird dir gefallen – ein schönes Mädchen wird von einem Mann geküßt, und er ist ganz hingerissen. Ich habe noch nie so was gesehen – da gibt es ein Stückchen Musik von Tschaikowskij dazu, vollkommen passend.«

Mutter lächelte. »Findest du nicht, daß es Zeit für dich ist, zu Bett zu gehen?« Sie gab mir einen Gutenachtkuß. Als ich allein in meinem Zimmer war, dachte ich an Vater. Ich wünschte, er wäre daheim. Ich vermißte ihn sehr, seine Heiterkeit und sogar seinen Zorn. Jetzt war ich nie sicher, ob ich nicht etwas Falsches gemacht hatte.

Meine ersten Tage im Koliseum waren aufregend. Das Orchester, das Repertoire, ja den Film selbst empfand ich als einen Teil

meiner eigenen Schöpfung. Aber bevor die Woche vorbei war, ließ meine Begeisterung nach. Ich saß tief unten im Orchestergraben. Auf meinen Kopf fielen andauernd Wassertropfen von der niedrigen, neuen Zementdecke, und das wurde auch nicht besser, als ich meinen Kopf mit einer Kappe bedeckte. Ich spürte jeden Tropfen, noch bevor er mich erreichte. Es gab keinen anderen Sitzplatz für mich, und niemand wollte freiwillig mit mir tauschen. Ich begann eine merkwürdige Tic-artige Grimasse zu machen, was meine Mutter beunruhigte. An Sonn- und Feiertagen hatte ich von drei Uhr nachmittags bis Mitternacht zu spielen. Ich wurde reizbar. Nur mein Freund Stolpikov im Orchester wußte, wie müde ich war. Er bot mir an, meinen Part auf der Trompete zu spielen, aber sein eigener war schon mehr, als er bewältigen konnte. Außerdem hatte er ständig wunde Lippen. Ich glaube, weil er zu viele Erdnüsse aß. Es gab nie einen größeren Erdnußfanatiker als ihn. Er liebte sie geröstet. Seine Taschen waren damit angefüllt, und wo immer er ging, konnte man seine Spuren nach den Schalenabfällen verfolgen. Ein gutherziger Mensch, der nicht viel zu bieten hatte außer Mitgefühl und einer Handvoll Erdnüsse. Für mich bedeutete das damals große Reichtümer.

Es war an einem Sonntag, als ich hörte, daß Stolpikov von den Musikern eine Pause für mich verlangte. »Der Knabe wird sterben.«

»Halt' deinen Mund, Erdnußschädel!«

Ich war in der Mitte meines Solos im ›Wilhelm Tell‹, aber ich konnte nicht mehr weiter. »Spiele«, zischte mich der Konzertmeister an, der gleichzeitig der Dirigent war. »Spiele, du Bastard!« Er schlug mich mit seinem Bogen. In mir wurde alles schwarz, ich muß etwas Furchtbares getan haben; ich kann mich nicht mehr erinnern, was. Aber später auf der Straße erzählte mir Stolpikov, ich hätte einen Stuhl auf dem Kopf des Dirigenten zerschlagen und unter anderen Verlusten befände sich eine Geige und Stolpikovs Trompete. So endete mein zweites Engagement.

Großvaters Tod führte meinen Vater wieder nach Hause zurück. Er sah niedergeschlagen und abgehärmt aus. St. Petersburg war ein Mißerfolg gewesen.

Tante Julie und Onkel Leo reisten in Eile nach den Vereinigten Staaten ab, vermutlich mit dem größten Teil der Erbschaft. Vater beschloß, seinen kärglichen Anteil darauf zu verwenden, nach Moskau zu übersiedeln, wo es für seine Kinder bessere Ausbildungsmöglichkeiten gab. Ich war ungefähr neun Jahre alt, als wir dorthin zogen.

Vater legte sein Geld in einem Mietshaus an, das in einem der Außenbezirke Moskaus stand, und stellte ein Gesuch um meine Aufnahme an das Moskauer Konservatorium. Ich wurde geprüft, spielte dem Direktor, Ippolitov-Iwanov, sowie dem Cello-Professor, von Glehn, vor und wurde mit einem Stipendium als Schüler aufgenommen.

Der Schulweg war ziemlich weit. Unser Haus war ein solid gebautes Blockhaus, dessen Eingang sich in einem Hof hinter einem riesigen ländlichen Tor befand. Ein Bolzen verschloß es für die Nacht. Es wirkte wie eine Parodie auf etwas Mittelalterliches, eine armselige Festung, die nichts zu schützen hatte. Die Umgebung bestand aus Reihen trostloser, unbemalter Fachwerkhäuser. Nebenan befand sich eine Schenke, in der unter Regierungsmonopol Wodka verkauft wurde. Hier sah man Männer wie im Typhusfieber auf den Boden fallen, der mit leeren Flaschen übersät war. An Zahltagen warteten dort die Frauen auf ihre Väter und Männer und wollten sie daran hindern, sich zu betrinken; aber meistens humpelten sie traurig wieder nach Hause, verprügelt von ihren ungebärdigen und durstigen Männern.

In dieser Nachbarschaft fanden Faustkämpfe statt von Banden einer Straße mit denen der andern, die bei den Kindern begannen und bei den Erwachsenen aufhörten, ein Sport, der manches Mal mit Mord endete. Es war eine rauhe Gegend. Einige Straßen weiter entfernt befand sich eine Schokoladefabrik. Die meisten unserer Hausbewohner arbeiteten dort, und ihre Tage begannen bei morgendlicher Dunkelheit.

Das Haus besaß sechs Wohnungen – drei in jedem Stockwerk. Unsere lag zuoberst und war die größte. Wir hatten ein Klavier,

Bücher und einen großen Tisch im Eßzimmer, der zwischen den Mahlzeiten zum Schreiben, Lesen und für Spiele benutzt wurde.

Der frühere Besitzer hatte das Haus gleichzeitig meinem Vater und jemandem anderen verkauft. Das darauf folgende Gerichtsverfahren leerte Vaters Brieftasche. Doch ohne sich durch eine verlorene Sache entmutigen zu lassen, wirtschaftete er mit Energie weiter, rühmte die Pracht Moskaus und sprach von den neuen, interessanten Bekanntschaften, die er machte.

»Großartig«, kündigte er eines Nachmittags an: »Kommt, Kinder, ich habe Neuigkeiten für euch«, rief er Leonid und mich herbei. »Zu Beginn der Ferien gehen wir gleich auf eine Reise. Einer meiner Freunde hat uns alle drei an Herrn Susov empfohlen, und ich habe mit ihm einen Vertrag für eine Zwei-Monate-Tournee mit seiner großen Operntruppe abgeschlossen. Wir werden viele Städte an der Wolga besuchen. Ich bin der erste Bratschist, Leonid ist der Konzertmeister und Grischa der erste Cellist.«

Am Tag der Abreise drängte sich die ganze Truppe samt Orchester und Chor in einem Drittklasswagen der Eisenbahn zusammen. Unser Abteil, zwei Holzbänke unten und zwei oben, teilten wir mit einer sehr dicken Chordame. Bald nachdem wir abfuhrten, machte sie sich's bequem, zog ihre Kleider aus und hüllte sich in eine fettige Robe, die sie ein »Peignoir« nannte. Sie hatte ein bemerkenswertes Sortiment von Käse, Äpfeln und einen großen Laib Brot bei sich. Ihr Appetit war ungeheuerlich. Der Geruch ihrer Käse, vermischt mit ihrem Parfum, war zum Ersticken. Die Lage verschlimmerte sich, als sie uns nicht erlaubte, ein Fenster zu öffnen. Trotz unserer Bitten wollte uns der Direktor keinen anderen Platz zuweisen.

Die erste Zusammenkunft der Gesellschaft war eine Probe für »Eugen Onegin« im Theater von Samara. Als wir den Eisenbahnwaggon, der unsere Wohnung bleiben sollte, verließen, sahen wir überall in der Stadt Plakate angeschlagen: »HISTORISCHES OPERNEREIGNIS – BERÜHMTE STARS – 100-MANN-CHOR UND ORCHESTER – IN EINER SENSATIONELLEN AUFFÜHRUNG VON »EUGEN ONEGIN.«

Das Orchester bestand aus siebzehn Mann. Den ungewöhnlichsten Anblick bot der Dirigent, der sein Podium mit seinem Horn besetzte. Da er es mit beiden Händen hielt und seinen Mund mit dem Mundstück verschloß, war er stumm und unfähig, sich zu bewegen. Ich war von vier Notenpulten umgeben, mit den Stimmen für Cello, Klarinette, Posaune und Oboe.

Meine Pflicht war es, die wichtigen Stellen jeder dieser Stimmen zu spielen.

Herr Susov war der Unternehmer der Truppe und gleichzeitig der erste Tenor. Gereizt und nervös beklagte er sich über vieles, doch den größten Ärger bereitete ihm, daß die Dame, welche die Tatjana, das jungfräuliche Mädchen, singen sollte, nichts von ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft erwähnt hatte, als sie den Vertrag unterschrieb.

Bei der Premiere stand Herr Trilo, der Kontrabassist, neben mir, und aus seiner Tasche ragte eine Flasche Wodka heraus. Das gespannte Publikum beachtete die spärlich im Orchestergaben verstreuten Musiker nur wenig, zeigte sich jedoch überrascht, als Herr Djubanskij mit seinem Horn zum Dirigentenpodium schritt.

Die Lichter im Haus verdämmerten, und während der Overture war es ruhig im Saal, doch bald nachdem der Vorhang aufging, machte sich Unruhe im Publikum bemerkbar. Während die Darsteller unsicher ihr Spiel fortsetzten, wuchs die Erregung unter den Zuhörern und erreichte ihren Höhepunkt, als Herr Susov aus irgendeinem Grund während seiner Arie plötzlich zu singen aufhörte. Der Dirigent sah sich verzweifelt nach einem Tenor um, zeigte ausgerechnet auf Trilo und schrie: »Singen!«

Trilos krächzende Stimme: »Olga, dich hab' ich geliebt«, tönte laut aus dem Orchesterraum hinauf, dann stürzte der Sänger voll betrunken mit lautem Krach über seinen Kontrabaß hin. Das Haus war in Aufruhr. »Wir wollen unser Geld zurück«, schrien die Leute und näherten sich drohend unserem Graben. Wir rannten hinaus auf die Straße. Wieder in unserem Eisenbahnwagen, hörten wir Herrn Susov an. Er versprach allerlei Verbesserungen und die Bezahlung unseres Honorars in der nächsten Stadt. Kurz darauf waren wir auf dem Wege nach Saratov. Hier war die erste Vorstellung ebenso schäbig, wurde aber ohne ernsthaften Protest von seiten des Publikums zu Ende geführt. Herr Susov sicherte uns einen langen Aufenthalt in dieser Stadt zu. Jedoch bei der zweiten Vorstellung war das Haus beinahe leer, und die dritte fand gar nicht mehr statt.

Susovs Beredsamkeit und unser Mangel an Kapital bestimmten uns, die Reise nach Astrachan fortzusetzen. Jetzt gab es mehr Platz im Waggon, denn eine beträchtliche Anzahl der Truppe war in Saratov ausgeschieden, darunter die dicke Dame aus unserem Abteil. Bei unserer Ankunft in Astrachan verschwand Susov, der nicht in der Lage war, Gagen zu bezahlen, und die Gesellschaft löste sich auf.

Wir beschlossen, ein wenig Ferien zu machen, und zogen in ein Logierhaus in der Nähe des Vergnügungsparks. Unsere ersten Tage in Astrachan verbrachten wir am Fluß, der durch die Stadt in die Wolga fließt. Auf einem Markt kauften wir Melonen, Trauben und Milch in Tonbehältern. Wir ruderten in einem Boot den Fluß hinunter zur Wolga und entdeckten eine verlassene Insel, bei deren Erforschung wir auf einen schlecht riechenden Teich stießen. Als mein Vater seinen Fuß hineintauchte, sagte er, dies sei eine »Entdeckung« – die heilende Quelle der Jugend. Ich hielt mir die Nase zu und folgte seinem Beispiel.

Wir wiederholten unsere Ausflüge zur Insel. Vater stellte fest, daß ihm die Quelle sehr gut getan habe. Schon wollte er seine Entdeckung amtlich registrieren lassen, als er die peinliche Mitteilung erhielt, daß es sich um den Ausfluß der Abwässer handle.

Wir zählten unser Geld. Die verbleibende Summe, nachdem wir die Miete bezahlt hatten, reichte bloß für zwei Heimreisen. Es galt nun zu entscheiden, wer von uns dreien zurückbleiben sollte. Als wir durch den Vergnügungspark spazierten, sprach Vater mit dem Dirigenten des Freilicht-Symphonie-Orchesters, wobei er herausfand, daß ein Platz für einen Cellisten frei war. Ich spielte vor und wurde engagiert.

Kurz nachdem Leonid und Vater abgereist waren, tauchte der frühere Cellist des Orchesters wieder auf, und man teilte mir mit, ich könne nur bleiben, wenn ich in der zweiten Geige spielte. Der Dirigent besaß ein übriges Instrument, und meine Beteuerungen, daß ich nicht Geige spielen könne, machten ihm gar keinen Eindruck. Ich haßte das kleine Ding unter meinem Kinn. Bei schweren Passagen mußte ich die Geige wie das Cello zwischen den Knien halten. Zunächst zog dieser Wechsel in meiner Haltung keine Aufmerksamkeit auf sich, aber sobald das Publikum mich bemerkt hatte, reizte es eine große Zahl von Zuhörern, jedesmal in Applaus auszubrechen, wenn ich mit meiner Geige manipulierte.

»Du machst einen Zirkus aus meinen Konzerten«, sagte der Dirigent und entließ mich.

Im Vergnügungspark gab es ein Café Chantant, das spät abends geöffnet und am frühen Morgen geschlossen wurde. Ich bot dort meine Dienste an und wurde engagiert.

Die Musiker und der Dirigent wollten mich vor dem Anblick der nackten Frauen auf der Bühne bewahren und setzten mich mit dem Gesicht zur Wand des Orchestergrabens. Mit Hilfe eines Rückspiegels konnte ich den Dirigenten sehen.

Nach Lokalschluß traf ich oft ein Mädchen, das als Barfußtänzerin auftrat. Sie beklagte sich, daß die Gäste immer tranken und schwatzten, während sie tanzte. Sie tat mir leid, und ich suchte nach einer Idee zu einem neuen Tanz für sie. Ich dachte, »Souvenir« von Drdla würde ihr ausgezeichnet liegen, und verbrachte viele Stunden damit, die Choreographie auszuarbeiten. Ich tanzte barfuß dazu und sang, bis meine Kreation vollendet war. Als ich ihr den Tanz vorführte, stimmte sie zu, es sei gerade das, was sie brauche. Es fand eine Probe statt, und ich erhielt Erlaubnis, die Premiere vom Saal aus anzusehen. Klopfenden Herzens verfolgte ich ihren Auftritt, sah sie die Arme schwingen, dahingleiten und alle meine Ideen ausführen, was im Saal mehr und mehr Gelächter hervorrief, je länger sie tanzte. Ich eilte in die Garderobe, wo der Direktor sie gerade entließ. Entrüstet kündigte ich auch und erhielt meine Wochengage ausbezahlt.

Mit meinem Koffer und dem Cello machte ich mich auf den Weg zum Bahnhof. Ich kaufte mir eine Fahrkarte, soweit wie mein Geld reichte. Den Rest der Reise legte ich mit nächtlichen Schwarzfahrten auf Güterzügen zurück und schlief tagsüber in Heuschobern. In einem Dorf verkaufte ich meinen Koffer und andere Habseligkeiten und stopfte meine Taschen mit Brot und Wurst voll. Ungefähr zwölf Tage später traf ich zu Hause ein, rechtzeitig zum Schulbeginn. Hier und da ein wenig dazudichtend, erzählte ich meine Abenteuer.

Eine Verlobung und ihre Folgen

Es war schön, wieder daheim zu sein, mit der Familie am Tisch zu sitzen und aus dem summenden, glänzenden Samowar Tee zu trinken. An den Abenden spielten wir Kammermusik. Mutter hörte strickend zu und nickte beifällig an allen ihren Lieblingsstellen.

Der Unterricht am Konservatorium begann, und beinahe plötzlich wurde aus dem Herbst Winter. Eines Morgens an einem freien Tag blickte ich durch das zugefrorene Fenster. Die Äste waren schwer mit Schnee behangen, und ich beeilte mich mit dem Frühstück, um meine Skier für einen Lauf durch den Sokolnikij-Wald zu wachsen. Vielleicht wünschte Vater, daß ich vorher noch Cello übe, aber das hätte mir nichts ausgemacht, denn das Üben war für mich keine Plage.

Ich fragte Leonid, ob er mit mir Skifahren kommen wolle. Er rief mich beiseite, versicherte sich, daß niemand zuhörte, und versuchte, mir flüsternd rasch etwas über Nadja zu sagen. Mein sonst so ruhiger Bruder sprach in abgerissenen Sätzen und so unklar, daß ich neugierig wurde, was über ihn gekommen sei.

»Du sprichst wie ein Verrückter«, sagte ich laut, gerade als Vater dazukam. Vater sagte, er wisse, was Leonid mir erzählen wolle. Dabei blickte er trübe drein, sprach aber, als ob nichts Besonderes los wäre.

»Du bist der einzige, der es noch nicht weiß. Deine Schwester hat sich verlobt. Überrascht es dich?« Er klopfte mir auf die Schulter. »Liebe ist heilig, und man muß sie ihren Weg gehen lassen. Wir sind eine glückliche Familie. Manche Kinder fliegen wie Vögel davon, wenn sie erwachsen sind, aber unsere Nadja wird bloß wenige Treppen hinunterziehen in die Wohnung von Dmitrij und seinen Eltern.«

Ich kannte Dmitrij und seine streitsüchtigen Eltern, und ich sah sein blödes Grinsen deutlich vor mir, wie er dastand in seiner Uniform mit den Messingknöpfen.

»Das sind nicht *wenige* Treppen hinunter«, sagte ich.

»Was sagst du?«

»Das sind nicht nur *wenige* Treppen hinunter. Das geht kilometertief in eine Senkgrube.«

»Wie kannst du es wagen!« schrie Vater.

Ich beachtete Vaters Reaktion nicht und sprach ruhig, an-